

Dossier

Eine normale Hamburger Hauptschule in einem normalen Stadtteil. Die Klasse 9c der Schule Langenhorn – 21 Schüler, fast die Hälfte davon „mit Migrationshintergrund“, wie es politisch korrekt heute heißt. Es gibt unzählige Bemühungen, diese

Jugendlichen in die Gesellschaft zu integrieren – aber wirken sie auch? Schon das wichtigste Ziel – die Beherrschung der deutschen Sprache – wird oft verfehlt. Viele finden keine Lehrstelle, sind frustriert, glauben, dass sie nicht dazugehören. Die Abendblatt-

Autorinnen Miriam Opresnik und Özlem Topcu und der Fotograf Michael Rauhe haben vier Schüler der 9c, alle mit ausländischen Wurzeln, fast ein Jahr lang begleitet. Ein Besuch in einer anderen Welt – weit weg von der Mitte der Gesellschaft . . .

Hauptschüler und Migrant – und welche Chancen hast du dann?

Barbara wird nicht hingehen. Noorziaa auch nicht. Sie werden keine Abschiedsfotos machen, keine Verabredungen für die Sommerferien treffen, keine Handynummern mit ihren Klassenkameraden austauschen.

Morgen, wenn ihre Klasse die Abschlussparty feiert, werden sie zu Hause bleiben. Weil sie nicht dazugehört haben? Zur Klasse 9c der Hauptschule Langenhorn. Die anderen Schüler werden gegen 19 Uhr, nach der offiziellen Verabschiedung in der Schule, ins Vereinshaus des Niendorfer Turn- und Sportvereins gehen und feiern. 15 Euro hat jeder bezahlt. Es gibt Frikadellen, Bratkartoffeln und Salate, eine Käseplatte. Und Alkohol natürlich. Einige Schüler sind schon 16, die anderen werden eine schriftliche Erlaubnis ihrer Eltern in der Tasche haben. „Wir werden mit die ganze Klasse Party machen“, sagt Karol. Er wird zur Feier hingehen. Rudolf auch. Sie werden Bier trinken, tanzen, Spaß haben. Feiern. Ihren Hauptschulabschluss. Ein Abschluss, der kaum noch etwas wert ist. Abschluss einer längst gescheiterten Schullform.

Rund eine Million Jugendliche gehen heute in Deutschland auf die Hauptschule – das sind nur zehn Prozent aller Schüler. Vor 30 Jahren waren es noch 2,5 Millionen – mehr als jeder Vierte.

Lediglich 35,7 Prozent der Hauptschüler bekommen einen Ausbildungsplatz – laut Statistik. In der 9c sind es zwei Schüler. Zwei von 21. Karol und Rudolf haben keinen, Noorziaa und Barbara auch nicht.

Ole von Beusts Aktionsplan zur Integration

Schöne Aussicht 26, rechts der Feenteich, vorne die Außenleiter. Das Gästehaus des Hamburger Senats. Die Queen hat hier schon übernachtet, der König von Jordanien auch. Bürgermeister Ole von Beust (CDU) hat am 5. April 2006 in die spätclassizistische Villa eingeladen. Sozialsenatorin Birgit Schieber-Jastram (CDU) ist da, Bildungssenatorin Alexandra Dinges-Dierig (CDU) auch. Hubert Grimm, Geschäftsführer der Handelskammer, und sein Kollege von der Handwerkskammer, Frank Glücklich. Es sind die Spitzenvertreter von Industrie, Politik, Gewerkschaften und Arbeitsagentur. Sie alle sind hier, um einen Pakt zu schließen. Einen Ausbildungsplan. Einen „Aktionsplan zur Integration junger Migrantinnen und Migranten in Arbeit und Ausbildung“, wie es offiziell heißt. Schnell einigt man sich, innerhalb der nächsten zwei Jahre für 1000 Jugendliche mit Migrationshintergrund Perspektiven in der Hamburger Arbeitswelt zu schaffen. Nach einem Jahr will man eine Zwischenbilanz ziehen. „Die beteiligten Unternehmen werden ihre Möglichkeiten ausschöpfen, um im Rahmen ihrer Ausbildungskapazitäten zusätzliche Ausbildungsplätze für junge Migrantinnen und Migranten bereitzustellen“, legen die 19 Teilnehmer schriftlich fest und unterschreiben das Papier. Die Presse macht Fotos.

Der Bürgermeister sagt: „Wir wollen, dass alle Hamburgerinnen und Hamburger die besten Möglichkeiten haben, in unserer Stadt etwas Positives aus ihrem Leben zu machen – ganz gleich, ob sie in Eilbek geboren sind, in Athen oder in Minsk. Die Alternative sind Entwicklungen wie die Unruhen in den französischen Vorstädten.“

Es ist der 5. April 2006. Fast jeder zweite Jugendliche unter 18 Jahren in Hamburg ist Ausländer oder hat eine ausländische Herkunft.

Es sind Jugendliche, die fast



Rudolf vor der Schule Langenhorn – nach dem Abschluss will er auf die Berufsfachschule, danach am liebsten zur Bundeswehr.

vermal so oft wie deutsche Teenager die Schule ohne Abschluss verlassen. Jugendliche, die seltener einen Ausbildungsplatz bekommen. Die doppelt so häufig arbeitslos sind und die „von allem Positiven die Hälfte haben und von allem Negativen das Doppelte“, wie die Berliner Ausländerbeauftragte Barbara John es einmal formuliert hat.

Es sind Jugendliche wie Karol, Rudolf, Barbara und Noorziaa. Kinder von Spätaussiedlern, Einwanderern. Jugendliche „mit Migrationshintergrund“, wie es heute politisch korrekt heißt.

Fremdarbeiter, Gastarbeiter, Ausländer – die Begriffe ändern sich wie die Mode, das Problem bleibt das Gleiche: Viele gehören nicht dazu.

Ihre Heimat: Polen, Chile, Afghanistan, Deutschland . . .

Rudolf (16) ist in Hamburg geboren, wohnt in Langenhorn, nur wenige Meter von der Schule entfernt. Seine Mutter Vaneidje (38) ist Brasilianerin mit holländischen Großeltern, sein Vater Heinz (53) Deutscher mit polnischen Wurzeln. Während eines Besuchs in Deutschland hat Vaneidje Ende der 80er-Jahre Heinz kennengelernt – und ihn geheiratet. Heute haben sie Krieg, sagt Rudolf. Polnisch spricht er nicht, Portugiesisch auch nicht. Seine Muttersprache ist Deutsch, seine Heimat Deutschland.

Barbara (17) kommt aus Chile, lebt seit drei Jahren in Deutschland, in Langenhorn, ein paar Kilometer von Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt entfernt. Ihre Mutter Silvia (34) hat sich während eines Besuchs hier in Pedro (44) verliebt – und ist bei ihm geblieben. Bis heute. Er lebt seit 30 Jahren in Hamburg. Dem Pass nach ist er Chilene. „Doch ich fühle mich als Hamburger, als Deut-

scher“, sagt er. Er liebt Deutschland, schätzt die Arbeitsmoral, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit.

Barbara hasst Deutschland, verachtet die Respektlosigkeit der Jugendlichen gegenüber Erwachsenen, die Disziplinlosigkeit ihrer Mitschüler, die Unfreundlichkeit der Menschen. Sie fühlt sich fremd, hat Heimweh. Fast jeden Tag ruft sie ihre Großeltern an. Irgendwann will sie zurück zu ihnen. Zurück nach Chile.

Noorziaa (17) kommt aus Afghanistan, lebt seit mehr als drei Jahren bei ihrer Tante Aquila (33) und ihrem Onkel Omer (45) sowie ihren vier Cousins in Duvestedt, neben dem Freibad.

Dort war sie noch nie, schwimmen kann sie nicht. Die Familie ist vor neun Jahren von den Taliban nach Deutschland geflohen. Drei der Cousins gehen auf das Gymnasium, Tante und Onkel haben einen Job und eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung. Noorziaa nicht. Sie ist „befristet“. Ihr Vater wurde im Bürgerkrieg getötet. Die Mutter schickte Noorziaa allein nach Deutschland. Die älteste Tochter sollte nicht in ein Land bleiben, in dem Gewalt gegen Frauen und Zwangsheirat zum Alltag gehören. Einmal im Monat ruft Noorziaa ihre Mutter an – für 4 Euro kann sie 14 Minuten lang telefonieren. „Ich habe solche Sehnsucht nach ihr“, sagt sie. In Deutschland fühlt sie sich fremd, hat kaum Freunde. Nur Barbara. Doch zurück nach Afghanistan will sie nicht. Nie. Dort hat sie viele Freunde. Aber keine Zukunft.

Karol (17) kommt aus Polen, lebt seit drei Jahren in Hamburg, in Eidelstedt, direkt an der S-Bahn. Wenn draußen ein Zug vorbeifährt, klappert drinnen leise das Geschirr. Sein Vater Adam

(51), ein Spätaussiedler, ist kurz vor dem Fall der Mauer 1989 nach Deutschland gekommen. Damals seien die Menschen freundlich zu Ausländern gewesen, sagt er. Später habe sich das geändert. Später hat er seine Frau Teresa (53) und die Kinder nachgeholt. Die Eltern sind froh, in Deutschland zu leben und zu arbeiten. Karol ist es nicht. Er vermisst Polen, fährt so oft wie möglich zu seinen Großeltern, seinen alten Freunden, nach Briessen, ein kleines Dorf, 125 Kilometer nordöstlich von Stettin. Elf bis zwölf Stunden dauert die Fahrt mit dem Bus. „Irgendwann

„Dieses Thema ist in Deutschland einfach über viele Jahre unter den Tisch gekehrt worden. Da hat man gesagt: Wir haben Gastarbeiter. Dann hat man immer so gelebt, als wären sie an irgendeinem Tag wieder weg. Das wird nicht stattfinden. Deshalb sind die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes, denen wir die gleichen Chancen geben müssen“, sagt Kanzlerin Angela Merkel (CDU).

Es ist der 7. November 2006. In Deutschland leben 15,3 Millionen Ausländer und Menschen mit Migrationshintergrund. Freitag, 8.30 Uhr. Die Schüler der 9c haben „Arbeitslehre“ bei Jens Ehlers (38). Er ist ihr Klassenlehrer, seit der 7. Klasse schon. Seitdem steht das Fach zur „Berufsorientierung“ auf dem Stundenplan. Es geht um Berufsfundung und -erkennung, wirtschaftliche Zusammenhänge, den Unterschied zwischen Handel und Handwerk, zwischen Lohn und Gehalt. So steht es im Lehrplan. Doch zuerst einmal geht es um die Frage, wer den Tisch bemalt hat – und wer ihn wieder sauber machen muss. Während der Lehrer noch mit einigen Schülern diskutiert, machen andere bereits den Computer an, surfen im Internet oder spielen Mad Cars – ein Autorennen.

Nach einer Viertelstunde beginnen die ersten Schüler, die Arbeitszettel zu bearbeiten. Der Tisch ist immer noch dreckig. Die Aufgabe der Schüler: „Erstelle einen Steckbrief zu deinem Wunschberuf.“ Die nötigen Informationen sollen sie sich von der Internetseite www.machs-richtig.de der Arbeitsagentur holen.

Barbara hat die Adresse Buchstabe für Buchstabe abgetippt und landet sofort auf der richti-

„Wir wollen, dass alle Hamburger die besten Möglichkeiten haben, in unserer Stadt etwas Positives aus ihrem Leben zu machen – ganz gleich, ob sie in Eilbek geboren sind, in Athen oder in Minsk“, sagt Hamburgs Bürgermeister Ole von Beust (CDU).

werde ich für immer dahin zurückkehren“, sagt Karol. Dort sei seine Heimat. Dort will er sterben.

„Es wird eine der schwierigsten und komplexesten Reformaufgaben sein, die hier aufgewachsenen ausländischen Kinder, voll in unsere eigene Gesellschaft zu integrieren“, hat Helmut Schmidt (SPD) einmal gesagt. Damals, am 27. Februar 1981. Damals lebten in Deutschland 4,6 Millionen Ausländer.

Heute zählen die Statistiker nicht mehr nur Ausländer, sondern „Menschen mit Migrationshintergrund“. Es geht nicht mehr nur um den Pass, den jemand hat. Es geht um die Herkunft. Und so zählt der bosnische Flüchtling genauso dazu wie der Spätaussiedler aus Kasachstan, der die deutsche Staatsbürgerschaft hat. Denn Integrationsprobleme haben beide.

Freitag, 8.30 Uhr. Die Schüler der 9c haben „Arbeitslehre“ bei Jens Ehlers (38). Er ist ihr Klassenlehrer, seit der 7. Klasse schon. Seitdem steht das Fach zur „Berufsorientierung“ auf dem Stundenplan. Es geht um Berufsfundung und -erkennung, wirtschaftliche Zusammenhänge, den Unterschied zwischen Handel und Handwerk, zwischen Lohn und Gehalt. So steht es im Lehrplan. Doch zuerst einmal geht es um die Frage, wer den Tisch bemalt hat – und wer ihn wieder sauber machen muss. Während der Lehrer noch mit einigen Schülern diskutiert, machen andere bereits den Computer an, surfen im Internet oder spielen Mad Cars – ein Autorennen.

Nach einer Viertelstunde beginnen die ersten Schüler, die Arbeitszettel zu bearbeiten. Der Tisch ist immer noch dreckig. Die Aufgabe der Schüler: „Erstelle einen Steckbrief zu deinem Wunschberuf.“ Die nötigen Informationen sollen sie sich von der Internetseite www.machs-richtig.de der Arbeitsagentur holen.

Barbara hat die Adresse Buchstabe für Buchstabe abgetippt und landet sofort auf der richti-

gen Seite. Andere sind schon daran gescheitert. Infos zu ihrem Wunschberuf „Stewardess“ kann Barbara auf der Seite nicht finden – weil sie nicht weiß, wie man das Wort schreibt. „Probier es mal mit ‚Flugbegleiterin‘“, rät Lehrer Jens Ehlers. Doch unter dem Buchstaben „V“ findet Barbara nichts. Unter „F“ auch nicht. Weder Stewardess noch Flugbegleiterin ist ein Ausbildungsberuf. „Dann nehme ich eben meinen Zweitwunsch: Gastronomie“, sagt sie und tippt „Gastroonomie“ in die Suchmaske ein – und kommt erneut nicht weiter. Sie gibt auf.

Praktika haben ihnen nicht viel Praxis gebracht

Sie arbeitet stattdessen an ihrem Praktikumsbericht. Vor acht Wochen war sie im Wiener Café Wirth. „Winer“ hat sie auf ihren Ordner geschrieben und das „e“ vergessen. Viel steht noch nicht darin. „Ich musste viele Kalte und Warme Getränke machen, und ich musste auch in die Garten gehen und Eiscafé hinbringen ich war meine pause immer in die Küche und ich konnte auch essen ich musste Eiswürfel in die 3.schock holen“, schreibt sie in den Bericht und erzählt, wie gut ihr das Praktikum gefallen hat.

Im Wiener Café Wirth kann man sich nicht an Barbara erinnern. Karol und Rudolf spielen immer noch Mad Cars. Rudolf hat sein Praktikum bei Jungheinrich gemacht. Nicht, weil er Lust darauf hatte, sondern weil er sich bis zuletzt nicht um einen Platz gekümmert hat. Die Stelle hat ihm dann ein Bekannter seiner Mutter besorgt. Er habe zu viele andere Sachen im Kopf gehabt, sagt Rudolf und meint sein Hobby „Softair“, eine Variante von Gotcha. Dabei werden im Wald

Drei Klassen, zehn Monate, ein Langzeitprojekt

Unter dem Motto „Jetzt los! Jobs für Einwanderer-Kinder“ haben das Hamburger Abendblatt, NDR 90,3 und das NDR-„Hamburg Journal“ in einem bisher einmaligen Langzeitprojekt zehn Monate lang drei Hauptschulklassen in ihrem letzten Schuljahr und bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz begleitet. Ausgehend von dem Senatsprogramm „1000 neue Jobs für Migranten“ lag der Fokus auf Jugendlichen mit ausländischem Hintergrund, die es beim Start ins Berufsleben besonders schwer haben.

Um einen möglichst breit gefächerten Einblick in die Problematik zu bekommen, wurden drei unterschiedliche 9. Klassen aus verschiedenen Stadtteilen ausgewählt. Bei der Wahl der Stadtteile wurde darauf geachtet, dass der Ausländeranteil dort weder besonders hoch noch besonders niedrig ist, sondern in etwa dem Hamburger Durchschnitt entspricht. Auf dieser Basis hat sich das Abendblatt für die Hauptschule Langenhorn entschieden, NDR 90,3 für die Schule Fraenkelstraße in Barmbek, das „Hamburg Journal“ für die Schule Sportplatzring in Stellingen.

Aus jeder dieser drei Klassen wurden wiederum drei bis vier Schüler mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen ausgewählt und fast ein Jahr lang begleitet.

Im Rahmen des Langzeitprojektes haben die Abendblatt-Reporterinnen Miriam Opresnik und Özlem Topcu regelmäßig am Schulunterricht teilgenommen, vier Jugendliche und ihre Familien zu Hause besucht sowie Lehrer und Experten interviewt. Im Mittelpunkt stand die Frage, welche Stärken und Schwächen Schüler mit Migrationshintergrund haben und welche Chancen beziehungsweise Probleme sich dadurch für die Berufswahl ergeben.

Das „Hamburg Journal“ und NDR 90,3 haben im vergangenen Jahr einmal monatlich über das Projekt berichtet und schildern ihre Erfahrungen auf der letzten Seite dieses Dossiers.

Das Abendblatt druckt heute zum ersten Mal seinen Erfahrungsbericht. Das Ergebnis ist ernüchternd: Viele Jugendliche mit Migrationshintergrund und sprechen nur mangelhaft Deutsch, finden keine Lehrstelle, sind frustriert – von den Lehrern und der Schule, von den Firmen. Von Deutschland.



Miriam Opresnik



Özlem Topcu

Kriegsgefechte simuliert – mit Schusswaffen und Plastikgeschossen. Meistens ist sein Bruder Andrión (18) mit dabei. Er ist Rudolfs Vorbild. Er war ein Jahr arbeitslos, geht jetzt auf die Berufsfachschule. Da will Rudolf nach der Hauptschule auch hin, dann zur Bundeswehr, als Pilot. „Bundeswehr ist wie eine Klassenreise“, glaubt er.

Karol will am liebsten Feuerwehrmann werden, „Menschen retten, Leben retten“. Damit er den Aufnahmetest schafft, trainiert er täglich. Nicht Mathe oder Deutsch, sondern seine Muskeln. Im Kellerverschlager der Familie hat er sich ein „Fitnessstudio“ eingerichtet, auf sechs Quadratmetern. Mit Gewichten, einer Hantelbank. „Ich will fit sein, wenn es so weit ist“, sagt er. Sein Praktikum hat er nicht bei der Feuerwehr gemacht. Sondern in der Polnisch Katholischen Mission an der Großen Freiheit, wo er als Messdiener arbeitet. Dort kennt er die Arbeit. Dort schätzt man ihn.

Während die beiden Jungs immer noch Mad Cars spielen, quält sich Noorziaa mit ihrem Steckbrief. Ihren Wunschberuf „Apothekenhelferin“ findet sie nicht. Der läuft unter dem Begriff „Pharmazeutisch-technische Assistentin“. Sie träumt davon, einen weißen Kittel zu tragen und anderen Menschen zu helfen. Ein bisschen so wie ihre Mutter, die Hebamme ist.

Doch das wird wohl nicht klappen. Glaubst Siegfried Wenzel, Inhaber der Apotheke Duvestedt, wo Noorziaa ihr Praktikum gemacht hat. Ja, sie sei fleißig gewesen. Und aufgeschlossen. Und freundlich. Aber das reiche nicht, sagt der Apotheker. Ihre Sprachkenntnisse seien im Moment einfach noch zu schlecht.

Fortsetzung auf Seite 16